auch der Schule in jeder Abstufung, auch der an sich sehr verdienstvollen Lehrer um die Jahrhundertwende, die örtliche Sagen nicht bloß sammeln, sondern auch verfertigten und durch ihren Unterricht in das volkstümliche Wissen ihrer Gemeinden einschleusten, so daß sie dem ahnungslosen Studenten, oder wer es sein mag, heute von den Ältesten des Dorfs als echt erzählt werden) und geistige Verarbeitung des Dargebotenen durch das „Volk“ ist eine wichtige Frage der volkskundlichen Forschung heute.

Bleibt noch der Unterhaltungsteil der Tageszeitung. Hier können bereits solche sekundäre volkstümliche Erzeugnisse, von denen soeben die Rede war, auftauchen. Daneben stößt man in der Regel hier auf die Mundartdichter des Einzugsgebiets der Tageszeitung und ihre unvermeidlichen Beiträge in Vers und Prosa. Der Volkskundler wird sie zur Kenntnis nehmen, sich aber dessen bewußt sein, daß er zwar Zeugnisse – so sei durchaus zur Ehre der Verfasser angenommen – ernstgemeinter „volkstümlicher“ Äußerungen zu Gott und Welt, Mensch und Tier, Natur und Geschichte vor sich hat, daß aber die Autoren als Individuen schwerlich die „Stimme des Volks“ darstellen und daß der, der Mundart schreibt, meistens kein ursprünglicher Mundartsprecher ist. Doch das ist eine Frage, die hier nicht zur Besprechung steht. Beachten aber sollte man, daß die Erzeugnisse von der Leserschaft im allgemeinen gerne aufgenommen zu werden scheinen.

Nicht in jeder Ausgabe und nicht in allen Tageszeitungen wird die Spalte „Leserbriefe“ vorkommen. Wo sie auftritt, möge sie sehr beachtet werden von dem, dem es um volkstümliches Denken und Fühlen, um Stellungnahme des „Manns auf der Straße“ zu Fragen des Tages und das Erkennen volkstümlicher Gedankenäußerung und -führung geht.

Vielleicht darf man zum Schluß noch einmal auf das Kapitel des volkstümlichen Glaubenslebens zurück-

kommen. Das Horoskop ist doch wohl dazuzurechnen. Wie viele Tageszeitungen drucken es allwöchentlich! Welche Eröffnung über die geistige Haltung unserer Jahre, wenn man sich einmal fragt, ob das ebenso um 1890 oder auch 1910 hätte sein können! Ist es der Wille des Schriftleiters oder des Herausgebers, daß es regelmäßig erscheint? Oder ist es der Wunsch der Leser, also des „Volks“? Als vor nicht allzu langer Zeit ein geistig sehr hochstehender Herausgeber eines sehr angesehenen Blattes einmal gefragt wurde, wie er seine Zeitung denn nur so tief legen und jeden Samstag das Horoskop bringen könne, ob er wohl selber daran glaube, erwiderte er mit listigem Lächeln: Nein, so einen Mist glaube er nicht; aber schließlich müsse seine Zeitung auch leben und ihm etwas von dem an Geld einbringen, was er brauche, um im übrigen das zu leisten, was ihm und allen Wohlmeinenden am Herzen liege. Das ist eine deutliche Antwort. Sie sagt natürlich gar nichts darüber, ob das Publikum an die Voraussagen glaubt oder nicht, nur das, daß man das Horoskop kennen will, und das dürfte für den Volkskundeforscher ausreichend sein!

„Tageszeitung und Volkskunde“ – beide gehören unbedingt zusammen. Der Volkskundeforscher, ob historisch oder gegenwärtig arbeitend, kann ohne die Tageszeitung nicht sein. Sie gibt ihm in fast allen ihren Teilen viel neues Wissen zur Ergänzung seiner alten Kenntnisse, als Anregung zu neuer Beobachtung, als Anstoß zu wissenschaftlicher Untersuchung. Er wird nie die Zeitung als alleinige Quelle ansehen oder sich ohne mehrfache Nachprüfung auf ihre Angaben verlassen; anzunehmen, daß er etwa anders verfare, käme einer Beleidigung seiner Wissenschaft gleich. Auf die Tageszeitung, besser auf die Tageszeitungen zu verzichten, hieße für ihn an einem der wasserreichsten Ströme zum Betrieb seines Werks achtlos vorbeigehen.

Überlegungen zur Theorie und Praxis des Volkskunde-Museums

Von Hans-Ulrich Roller

Seit einiger Zeit wird an den Universitäten sehr kritisch nach Sinn und Ziel der wissenschaftlichen Forschung gefragt, besonders in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern. Mit der Berufung auf die „Objektivität“ ihres Forschungsansatzes und auf die „Wert-

freiheit“ ihrer Forschungsergebnisse meinen nämlich noch immer viele Wissenschaftler, sie könnten die Verantwortung für lebens- und weltverändernde Forschungsergebnisse, für Thesen und Hypothesen, die über einen mehr oder minder komplizierten Vermitt-

lungsprozeß kulturelles, gesellschaftliches und politisches Denken und Handeln bestimmen, den „Praktikern“ (Militärs, Politiker, Industrielle, Journalisten usw.) zuschieben.

Sie verkennen also, daß sie im Hinblick auf ihre angebliche Objektivität als Gesamtpersönlichkeit wie als Wissenschaftler vermittelt sind, d. h. in einer Vielzahl von psychischen, politischen, religiösen, sozialen und wissenschaftsgeschichtlichen Bindungen stehen, deren Einfluß auf ihre Forschung gar nicht genug betont werden kann. So gesehen sind ihre Forschungsergebnisse, an der komplexen Realität gemessen, weder objektiv in ihrem absoluten Erkenntniswert noch wertfrei in ihrem Gehalt und ihrer Auswirkung.

Wenn man dem zustimmt, so müßte man besonders für die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer, aber auch für die Naturwissenschaften – man denke nur an die Medizin (psychosomatische Therapie!) – folgende Forderungen erheben: Intensivierung der interdisziplinären Forschung und Ausarbeitung realitätsbezogener Methoden auf breiter personeller Basis, mit dem Ziel verantwortungsbewußter „Aufklärung“ und einer zunehmenden Humanisierung unserer Welt.

Was bedeutet das nun im Hinblick auf das volkscundliche Museum als einer wissenschaftlichen Institution? Hier muß vorausschickend gesagt werden, daß im folgenden keine Auseinandersetzung mit der Literatur zu diesem Thema erfolgen wird, sondern nur einige Überlegungen vorgetragen werden sollen, die sich aus praktischen Erfahrungen der letzten Zeit ergeben haben.

Zunächst muß festgestellt werden, daß ein Volkscundemuseum – es ist im folgenden immer von volkscundlichen Museen die Rede, wenn nicht ausdrücklich andere Museumsgattungen genannt werden –, das keine Konzeption erkennen und nicht spürbar werden läßt, daß wenigstens versucht worden ist, wissenschaftliche Erkenntnisse zu vermitteln, nichts anderes ist als ein besserer Antiquitätenladen. Der immer wieder zitierte Satz – „Ein Museum soll zuerst erfreuen und dann belehren“ – macht deutlich, daß man vielfach die Schausammlungen eines Museums und gerade auch des volkscundlichen Museums nicht als einen Ort wissenschaftlicher Dokumentation ansieht.

Vielleicht ist deshalb eine kurze Überlegung zu den beiden Wörtern „erfreuen“ und „belehren“ ganz nützlich, weil sie das Verhältnis vieler Museumsleute zu ihrer Aufgabe und zur Großzahl der Museumsbesucher verdeutlichen kann. Es ist die alte Frage, ob zuerst das Ei oder das Huhn da war, d. h. in unserem Falle: ob zuerst das vorwiegend nach rein ästhetischen Gesichtspunkten aufgestellte Museum da war und dann der Museumsbesucher, der ein dementsprechend geprägtes Bild vom Museum hat und von der Welt, die es repräsentiert, oder ob sich der Museumsmann nach dem angeblich unkritischen, einlinigen Denken des berühmten Lieschen Müller richtet, dem er, vorurteilsgebunden, gar nicht zutraut, daß es sich über die bunte

Welt der hübschen Dinge hinaus zu einer „Belehrung“ bereit zeigt.

„Belehrung“ – das ist nun allerdings ein verräterisches Wort. Ein Polizist belehrt einen Verkehrssünder über die Straßenverkehrsordnung, ein Richter belehrt einen Angeklagten über eine Rechtsvorschrift, ein Museumsmann belehrt einen Museumsbesucher über... Man braucht den Satz wohl nicht zu Ende zu führen. Wenn der Museumsbesucher Angst haben müßte, im Museum auf die Schulbank gedrückt zu werden, um dort mit erhobenem Zeigefinger in trockener Manier belehrt zu werden, dann könnte man es ihm nicht verübeln, wenn er diese Einrichtung meiden würde. Und solange der Museumsmann meint, „Erfreuen“ und „Informieren“ seien schlecht zu überbrückende Gegensätze, solange wird es ihm auch nicht möglich sein, ein überzeugendes Museumskonzept zu entwickeln.

Schaut man sich verschiedene größere und kleinere Volkscunde-Museen im deutschsprachigen Raum an, so wird man feststellen, daß hier weithin – wissentlich oder nicht – dem Besucher das Bild einer schönen, bunten und heilen Welt vermittelt wird, unhistorisch, keinem Wandel unterworfen, ohne soziale Gegensätze, ohne Armut. Dinge, die von Armut zeugen könnten – wenn sie überhaupt vertreten sind – erhalten in dieser Museumskonzeption die Weihe des Schlichten und Einfachen, sie sind Zeugnisse einer selbstgenügsamen, von der Zivilisation verschonten Welt. So wird suggeriert – eine Gefahr, die es wohl gibt, seit man „historisch“ denkt – „früher“ sei es besser und schöner gewesen. Der Museumsbesucher wird also „erfreut“ durch den Blick in eine versunkene, vermeintlich paradiesische Welt. Daß er hier im besten Fall eine vereinfachte, ausschnittshafte historische Realität präsentiert bekommt, bemerkt er gar nicht, weil er, von Ausnahmen abgesehen, gar nicht das nötige historische Wissen mitbringt, um das ihm Gebotene kritisch prüfen zu können.

Dabei soll gar nicht verkannt werden, welche Schwierigkeiten die Forderung nach historischer Wahrheit mit sich bringt, wenn man sich ihr ernsthaft stellt. Das beginnt mit den oft schon rein quantitativ ungenügenden Sammlungsbeständen, geht weiter über die vielfach ganz mangelhaften oder gar fehlenden Angaben über Alter, Herkunft und Funktion der Stücke, über die teilweise unüberwindlichen Hindernisse, die sich bei dem Versuch ergeben, die Exponate als lebendige Zeugnisse einer komplexen Wirklichkeit zu zeigen und endet beim Mangel an Ausstellungsräumen und Geldmitteln, um einen didaktischen Apparat aufzubauen.

Einige Forderungen wären aber in den meisten Fällen erfüllbar. Es soll allerdings dabei nur von der Aufstellung selbst ausgegangen werden, also nicht von Katalogen, die der Besucher um oft teures Geld erwerben muß, denn ein Katalog sollte für den Durchschnittsbesucher – von ihm muß man ausgehen, nicht vom Kenner – immer nur Ergänzung sein, auch Erinnerung, natürlich auch Informationslieferant für Bereiche, die

ausstellungstechnisch einfach nicht oder nur schlecht darstellbar sind. Der Besucher hat das Recht, die Schausammlungen selbst als primäre und hauptsächliche Informationsquelle anzusehen.

Wenn es Museen gibt, die sich als „Volkskunst“-Museen ausweisen, die also nichts anderes wollen, als die ästhetische Seite volkskultureller Sachgüter aufzeigen, dann beurteilen sie diese Dinge zwar unter einem sehr engen Blickwinkel, sind aber in sich konsequent. Man sollte diesen Museen aber nicht die Bezeichnung „Volkskunde-Museum“ geben, weil sie die Exponate wohl eher nach den Prinzipien eines Kunstgewerbemuseums aufstellen und zudem alle die Gegenstände weglassen müssen, die ästhetisch uninteressant, als Zeugnisse für bestimmte Lebens- und Funktionsbereiche aber sehr wichtig sind.

Vielleicht lassen sich die erwähnten grundsätzlichen Forderungen am besten an einem bestimmten Museumstypus herausarbeiten: nämlich an der volkskundlichen Sammlung eines Landesmuseums.

Vor dem Gang durch die eigentlichen Schausammlungen, z. T. aber auch bei der Betrachtung der einzelnen Sachgebiete, müßte dem Besucher wenigstens in großen Zügen folgendes deutlich gemacht werden: Umfang des erfaßten geographischen Gebietes mit den angrenzenden Nachbarländern, Morphologie und Besiedlung in großen Zügen, die wirtschaftlichen Grundgegebenheiten und die Sozialstruktur (z. B. Real- oder Anebenenteilung, Verhältnis von Städten und Dörfern), die Konfessionsverteilung, die historischen prägenden Herrschaftsverhältnisse (in Württemberg z. B. eine Karte von 1780 und 1813). Sodann müßte wenigstens der Versuch spürbar sein, immer wieder Verbindungslinien zwischen diesen Grundstrukturen und den verschiedenen Sachgebieten aufzuzeigen. Wie das im einzelnen praktiziert werden sollte, kann in diesem Rahmen nicht näher aufgeführt werden. Die Sachgebiete sollten in sich so gegliedert sein, daß für den Beschauer Funktion und Zusammenhang der Dinge untereinander erkenntlich wird. Das heißt u. a. auch – besonders bei Geräten und Gefäßen, deren Funktion heute nicht mehr allgemein bekannt ist –, daß die Exponate konsequent und so präzise wie möglich beschriftet werden. Bei einer Trachtenhaube z. B.: evtl. besonderer Name, Trägerin (verh. oder ledig), ob zu Festtags-, Sonntags- oder Alltags-tracht gehörig, Herkunft, Alter, Material, Herstellungstechnik.

Zeigt man Geräte für die Flachsbearbeitung, dann sollten sie in einer funktionalen Reihe stehen, und anhand von Flachsproben sollte die jeweilige Verarbeitungsphase dokumentiert sein. – Möbel sollten nicht zur Raumdekoration oder gar zu zweifelhaften Milieudarstellungen verwendet, sondern in ihrer historischen

Entwicklung und landschaftlichen Ausprägung gezeigt werden. „Milieu“-Dokumentation kann man u. a. mit Bildern erreichen. Hat man dagegen aus einem Haus eine ganze Stubeneinrichtung übernommen, mit Mobiliar und Wandschmuck und kann sie maßstabsgetreu wieder aufbauen, so ist dagegen natürlich nichts einzuwenden.

Ein besonders schwieriges Kapitel im Volkskunde-Museum ist die Darstellung von Beharrung und Wandel, der Nachweis, daß auch die Volkskultur in historische und soziale Entwicklungen eingespannt ist. Er ist gerade deshalb so wichtig, weil volkskundliche Sammlungen häufig in Gefahr sind, ein statisches Bild der Volkskultur zu vermitteln. Leider ist es von den Sammlungsbeständen her oft sehr beschwerlich, dieses Problem überzeugend zu lösen. Für eine bestimmte Zeit müßte es aber einer Reihe von Museen möglich sein, diese Frage in den Griff zu bekommen: die Zeit zwischen etwa 1850 und 1914, in der handwerkliches volkstümliches Kunstgewerbe, Hausindustrie und Individualproduktion von der Industriefertigung mehr und mehr verdrängt oder ganz abgelöst wird. Zwei beispielhafte Möglichkeiten in Schlagwörtern, also undifferenziert: in der Landwirtschaft der Übergang vom Handarbeitsgerät zur Maschine, bei Bildern aller Art die zunehmende Dominanz der von großen Verlagen gedruckten und vertriebenen Drucke. Gerade in der Geräteforschung und -dokumentation hat sich in einigen Museen einiges getan.

Es müssen nun nicht mehr noch mehr Details aufgezählt werden, weil es vielleicht bei diesen wenigen Beispielen schon klargeworden ist, worum es geht. Es geht zunächst ganz vordergründig um die Sorgfaltpflicht in der musealen Dokumentation, die immer noch vielfach verletzt wird. Man sollte es dem Museumsbesucher einfach nicht zumuten, daß er sich mit der bloßen Existenz eines Gegenstandes zufrieden gibt. Er hat ein Recht auf weitergehende Information und selbst die Behauptung mancher Fachleute, der Durchschnittsbesucher lege gar keinen Wert darauf, kann kein Alibi für den unsystematisch planenden, ästhetisierend aufstellenden Museumsmann sein. Wenn nämlich das Museum als eine wissenschaftlich arbeitende Bildungsinstitution ernstgenommen werden will, ist es ja gerade seine Aufgabe, dieses Interesse zu wecken.

Um zum Schluß noch einmal auf den Satz vom „Erfreuen“ und „Belehren“ zurückzukommen: ein Gegenstand verliert dadurch, daß man ihn in einen didaktischen und systematischen Rahmen einspannt, nichts von seiner Schönheit. Ästhetisches Genießen und die Bereitschaft, zu lernen, schließen einander nicht aus. Das sollten die Museumsleute selbst am besten wissen.